

Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **33 (1974)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

MARCEL DE GRÈVE / FRANS VAN PASSEL, *Linguistique et enseignement des langues étrangères*, Bruxelles (Editions Labor) – Paris (Nathan) 1968, 192 p. (*Langues et Culture 1*).

Mit diesem ersten Band aus der Reihe *Langues et Culture* der Association internationale pour la recherche et la diffusion des méthodes audio-visuelles et structuro-globales (AIMAV) wollen die beiden Autoren insbesondere den Fremdsprachenlehrer in Probleme und Methoden eines modernen Fremdsprachenunterrichts vor dem Hintergrund der modernen Sprachwissenschaft einführen.

Einleitend wird hinsichtlich der Didaktik ein vernünftiger Kompromiß zwischen einem streng behavioristischen Ansatz und der die Wichtigkeit der Aussprache übermäßig stark betonenden strukturell-globalen Methode Guberinas postuliert. Die Lernschritte sollen in vier Etappen erfolgen: 1. compréhension et assimilation, 2. accoutumance, 3. structuration et automatisation dirigées, 4. structuration spontanée (p. 16).

Behandelt werden in den einzelnen Kapiteln: I. Linguistique générale et linguistique appliquée, II. La Psycholinguistique, III. Phonétique, Phonologie et Structuralisme, IV. Problèmes lexicologiques, V. Le Bilinguisme, VI. Langue parlée et Langue écrite. Von der Thematik her gesehen hätte man eine wichtige Veröffentlichung erwarten dürfen, indessen bietet sie für die Konzeption des Fremdsprachenunterrichts kaum Neues, was sich schon aus den programmatisch gegebenen Resümees am Schluß der einzelnen Kapitel ablesen läßt. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß diese geforderten Grundlagen eines modernen Fremdsprachenunterrichts überholt wären. Den einzelnen Ausführungen wird man allerdings nicht immer zustimmen können, lassen sie es doch gelegentlich an Klarheit und Genauigkeit missen. Dies gilt vor allem für das erste Kapitel. Was nützt ein zweiseitiger Abriss der Geschichte der Sprachwissenschaft von de Saussure bis zur Glossematik Hjelmsevs und der Generativen Grammatik? Letztere wird lediglich in einer Fußnote folgendermaßen «erklärt»: «La 'generative grammar' se propose d'élaborer, à partir de quelques formules linguistiques, un maximum d'usages linguistiques, et cela sur la base du principe que la formule permet la création d'un nombre infini de propositions» (p. 38). Äußerst unbefriedigend sind die auf p. 34s. gegebenen Definitionen der funktionellen Einheiten. So wird beispielsweise das Phonem als «unité fonctionnelle du son ayant une signification» definiert. An anderer Stelle ist das Phonem eine rein lautliche Einheit (p. 62), um schließlich vier Seiten später als distinktive Einheit im Sinne der Phonologie zu erscheinen. Das Morphem ist «une unité fonctionnelle de la forme ayant une signification». Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Definitionen. Auch Behauptungen wie «la distinction entre 'phonologie' et 'structuralisme' est artificielle» (p. 72) sind geeignet, Mißverständnisse aufkommen zu lassen; schließlich erschöpft sich der Strukturalismus nicht in der Phonologie. Die dem Wortschatz und dem Problem der Zweisprachigkeit gewidmeten Kapitel sind insgesamt ausgewogener, und man wird ihnen eher zustimmen können als den übrigen Teilen des Buches. Eine umfangreiche, den jeweiligen Kapiteln zugeordnete Bibliographie beschließt den Band.

Hubert Bausch



Rückläufiger Stichwortindex zum Romanischen Etymologischen Wörterbuch, zusammengestellt von ANNEGRET ALSDORF-BOLLÉE und ISOLDE BURR, Heidelberg (Winter) 1969, 124 p.

En los últimos años han aparecido, para varias lenguas, diccionarios «a tergo». La ordenación alfabética inversa del acervo léxico permite muy interesantes observaciones, en especial acerca de la formación de palabras o de la frecuencia de ciertos sufijos en un idioma determinado. En el caso que nos ocupa, la lista recoge no el vocabulario de una lengua, sino los lemas del *REW*, tanto los que figuran en el orden alfabético normal como los de las formas dobles y los que están en los *Nachträge*¹. Por ejemplo, en el núm. 973 del diccionario de Meyer-Lübke aparecen las entradas *basilicum* y *wasilikó*, la primera en el puesto que le corresponde por el alfabeto. En la lista de Alsdorf y Burr, *basilicum* va sin indicación alguna entre las palabras terminadas en *-m*, mientras que *wasilikó* está entre las acabadas en *-o* (los diacríticos no se tienen en cuenta), pero con la indicación del número (p. 86b).

Desde luego, este índice puede aún prestar buenos servicios, porque el *REW* conserva todavía, a más de 30 años de su reedición, un valor considerable. Pero todo el peso muerto que arrastra, también lo arrastra el diccionario inverso. A nadie se le ocurrirá ya que el pg. *manjerição* 'Basilienkraut' venga de *basilicum*, en donde con grafía doblemente equivocada lo coloca el *REW*: *mangeriçãõ*. – ¿Que necesidad habrá de colocar el lema *nefarius*, provisto de su número de orden 9700, en la lista (p. 106a), si esa voz latina no es ni por asomo el étimo de las formas romances que Meyer-Lübke cita? Con estas salvedades, la utilidad del presente índice quizá sea apreciable.

Germán Colón



TITUS LIVIUS, *Ab urbe condita I. 1–9*. Ein mittellateinischer Kommentar und sechs romanische Übersetzungen und Kürzungen aus dem Mittelalter, aus den Handschriften herausgegeben von CURT J. WITTLIN, Tübingen (Niemeyer) 1970, XIII + 90 p. (*Romanische Paralleltexte 2*).

Das erste Bändchen der *Romanischen Paralleltexte* ist in *VRom.* 28 (1969), 199 von P. Wunderli (und in *ZRPh.* 84 (1968), 487–489 von H. P. Schwake) vorgestellt worden. Wittlins *Titus Livius* unterscheidet sich von Hegers *Bibel in der Romania* in mehrfacher Hinsicht: es wurde von der integralen Synopse abgesehen; ein philologischer Kommentar wurde beigegeben; die Auswahl und Art der Texte stellt dem Benützer nicht nur ein Übersetzungs-, sondern auch ein Quellen- und Interpretationsproblem¹.

¹ Es lástima que no se hayan señalado de alguna manera los lemas de la primera parte que fueron ampliados o retocados en esta sección de *Nachträge*.

¹ Ein weiteres Bändchen zu TITUS LIVIUS war für die *Romanischen Paralleltexte* von DIETER MESSNER angekündigt worden (*Titus Livius, Praefatio in romanischen und germanischen Übersetzungen*), auf der Grundlage einer Sammlung diachroner Sprachmuster von 1355 bis 1940, cf. vom selben Autor *Die französischen Liviusübersetzungen*, in: *Interlinguistica, Festschrift Mario Wandruszka*, Tübingen 1971, p. 700–712, und *Quelques considérations sur la langue et le style des traducteurs français de Tite-Live*, in: *Actes du XII^e Congrès international de philologie et de linguistique romane*, Bucarest 1971, vol. 2, p. 735–750, mit Textsynopse p. 742–748. Es scheint aber, daß die Reihe eingestellt wurde (Auskunft von Prof. Baldinger).

Wittlin gibt auf p. 2–27 die ersten neun Kapitel des ersten Buchs, bis p. 25 jeweils im oberen Drittel der Seite, während im untern Textteil Nikolaus Trevets *Apparatus libri Titi Livi 'Ab urbe condita' I. 1–7.3* erscheint. Die Seiten 28–75 präsentieren in paarweiser Gruppierung links oben Pierre Bersuires *Livre de Titus Livius*, unten die katalanischen *Decades de Titus Livius* (British Museum Ms. Harley 4893), rechts oben Pero López de Ayalas *Ystorias* und unten die *Storie romane* der Biblioteca Riccardiana (Ms. 1554). Hier erlauben gleichlaufende Abschnitte den direkten Vergleich². Auf p. 76–80 folgen als Kürzungen: Henri Romain de Tournais *Abregié et effect des trois decades de Thitus Livius* und Rodrigo Alfonso de Pimentels *Decadas*; auf p. 81 s. schließt sich eine «Umschrift in archaisierendes Neu-Englisch unter Beibehaltung der Wortwurzeln» der schottischen Übersetzung John Bellendens an. Der Anhang gibt Varianten zu den verschiedenen Texten und Quellennachweise; knappe aber nützliche Hinweise zur Literatur stehen in einer bibliographischen Einführung und sind als Ansporn für die eigene Arbeit der Studierenden gedacht³.

Ein reizvolles Material, das Ausblicke in Sprache, Stilistik und Kulturgeschichte zuläßt, steht damit für Übungen zur Verfügung. Im Verhältnis der vier zentral gestellten Versionen zeigt sich schnell die Sonderstellung des italienischen Textes, der nicht wie die beiden iberischen von Bersuire abhängt. Die syntaktische Anschmiegsamkeit des Italienischen ans Latein kontrastiert mit der Tendenz des Franzosen zur Analyse⁴. Die Art, wie Trevet kommentiert

² Die Satzzählung des Livius ist auf Trevet und die Übersetzungen übertragen worden, freilich nicht immer fehlerlos und mit letzter Konsequenz, cf. p. 30s. [5] und in den *Storie* p. 33 [9].

³ Die auf p. XI angezeigte Abhandlung WITTLINS zur katalanischen Übersetzung (*La traducció catalana anònima de les 'Històries Romanes' I–VII de Titus Livi*) ist nun in *Estudis Romànics 13* (1963–68) (und nicht 12 [1969]) auf p. 277–315 erschienen. Sie fügt unserer Textsammlung den Vergleich der Kapitel I.11.5 bis 13.5 bei.

⁴ A. STEFANELLI nennt die italienische Übersetzung in seiner Rezension (*ZRPh.* 87 [1971], 648s.) frei und nur beschränkt verwertbar. Wir sind hier anderer Meinung. Beide Textgruppen, die von Bersuire abhängige und die hier nur in einer Version vertretene italienische, weisen Freiheiten gegenüber der lateinischen Vorlage auf. Zum komparativen Ertrag aber sehe man sich nur schon den ersten Satz an: [I] *Iam primum omnium satis constat [II] Troia capta [III] in ceteros saevitum esse Troianos; [IVa] duobus, Aeneae Antenorique [V] et vetusti iure hospitii [VIa] et quia [VIIa] pacis [VIIb] reddendaeque Helenae [VIb] semper auctores fuerant [IVb] omne ius belli Achivos abstinuisse: [I] Au commencement donques fu chose assez noctoire [II] que Troye fu prise et destruite. [III] Cruelment furent traitiez les Troiyens par les Gregois. [IVa] Deux princes ot en la cité, c'est a dire Enee et Antenor, qui [V] pour le droit de l'ancien hostel dont il estoient [VI] et pour ce que tousjours avoient il esté d'acort [VIIa] que paiz se preïst avecques les Greigois [VIIb] et que Helainne leur fust rendue, [IVb] les Greigois ne userent pas contre eulz de droite guerre, ainçois les espargnient et laisserent frans: [I] Cosa è assai certamente saputa [IIIa] che [II] poi que Troia fu presa [IIIb] i Greci usaro crudeltà verso egli altri Troiani, [IV] et perdonaro ad Enea et ad Antinoro <que> [V] per ciò che continuamente avevano albergati ne loro alberghi messaggi de Greci quando furo mandati a Troia, [VIa] et che tutta via avevano messa pena et travaglio [VIIa] in fare pace [VIb] et consigliato [VIIb] che Helena fusse renduta. Man nehme außerdem irgend einen späteren Satz, z. B. aus I.3.4. [VIII] *Tantum tamen opes creverant [IX] maxime fuis Etruscis [Xa] ut [XI] ne morte quidem Aeneae [XII] nec deinde inter muliebre[m] tutelam rudimentumque primum puerilis regni [Xb] movere arma aut Mezentius Etruscique aut ulli alii accolae ausi sint: [VIII] Trop fu cele cité habondant en richesces, [Xa] pour ce que [XI] des la mort Enee, [XII] ne tant comme le royaume de Ascanius l'enfant avoit esté soubz tutele de fame, [Xb] il n'avoit sentu nules armes, [Xc] ne nuls des genz voisins n'avoit osé rebeller contre lui: [VIII] ma tanto fu accresciuto el podere d'Alba Lunga; [IX] medesimamente per la disconfitta de li Etruriani, [Xa] che-[XI] ne per la morte di Enea [XIIa] ne per la signoria che in mano di femina fu caduta-[Xb] ne Meçence ne i Rutiliani ne altri non furo arditi di muovere guerra ad Ascanio, [XIIb] ne tanto fusse giovane.**

und wie er in Bersuire aufgenommen wird, die Technik interpretierender Ausführlichkeit in den Parallelversionen und der Auswahl in den Kürzungen kann untersucht werden. Gelegenheit, das «Kollationieren, Emendieren und Edieren zu üben und Freuden und Leiden eines Herausgebers kennenzulernen» (Einleitung p. VII), ist absichtlich gegeben⁵. Bis zur in der Form der Wiedergabe vielleicht diskutierbaren aber sicher interessanten Beifügung des schottischen Textes ist die Ausgabe einfallreich gestaltet und verdient Beachtung.

Rudolf Engler



FREDE JENSEN, *The Italian Verb. A morphological study*, Chapel Hill 1971, 97 p. (*University of North Carolina Studies in the Romance Languages and Literatures* 107).

Die vorliegende Morphologie des italienischen Verbs geht aus von den Kategorien des Lateins – Infinitiv, Tempora des Indikativs und Konjunktivs (Präs. Imp. Perf.), Partizipien, Gerundium, Futur und Konditionalis – und bedient sich schematisch der Formel «lat. > it.» über Verbformen. Man wird der Sache am besten gerecht, wenn man von einer Art Repetitorium, von einem *aide-mémoire* oder besser von einem Abriß, und nicht eigentlich von einer morphologischen Studie redet. Das ist im Grunde wohl auch die Version des Verfassers, d. h. «its main *raison d'être* is pedagogical».

Die Arbeit würde an innerem Zusammenhang und an Systematik viel gewinnen, wenn im Hinblick auf die oben erwähnte Abfolge der Kapitel eine Umordnung des Materials im folgenden Sinne vorgenommen würde:

1. Typologie der Konjugation. Infinitiv.
2. Endungen und Stammformen des Inflectums. Unregelmäßige Präsensia.
3. Endungen und Stammformen des Perfectums.
4. Romanisches Futur und Konditional (aufgrund des Infinitivs als eines vierten Stamms).

Dieses Verfahren erlaubt es, zwischen den Bedingungen der Lautentwicklung, auf die der Verfasser ein besonderes Augenmerk legt, und der Grammatikalisierung von Paradigmen genau zu unterscheiden.

Wo Bersuire Subordinierung zur Parataxe macht [I:III], wahren die *Storie* die Konstruktion und suchen sogar die zusätzliche Unterordnung von [II] zu wahren (cf. zum selben IX, wo Bersuire, vorausgesetzt, daß die Vorlage gleich war, ganz kapituliert hat). Der Parallelismus einer Koordination ist in den *Storie* nachgeahmt, in Bersuire wird er durch Transposition des einen Satzteils variiert [XI:XII]. Dafür evoziert Bersuire, speziell zu Beginn, durch schroffen lexikal syntagmatischen Abklatsch die Statik und Dichte des antiken Römertums [V, IVb]. Diese schwer verständlichen Stellen sind in den *Storie* umschrieben. Anderswo zeigt sich der Konflikt zwischen Verständlichkeit und dem Begehren nach semantischer oder syntaktischer Anlehnung in verschiedenen, jede in ihrer Art bezeichnenden Lösungen [XII enfant: ne tanto fusse giovane; soubz tutele: per la signoria]. Synonymdoppelungen zeigt der italienische Text so gut wie der französische [VI messa pena et travaglio et consigliato]; der Gebrauch einzelner Wörter tritt suggestiv zutage [IV perdonaro]. Die Wahl der italienischen Version scheint mir also durchaus vertretbar.

⁵ Hier stimmen wir STEFANELLI bei, daß eine größere Konsequenz in der Bezeichnung von Übersetzungs- und Schreibfehlern wünschbar gewesen wäre. Heißt es wirklich *egli* [IIIb]? Ist *cognominatum* in Trevet 1.2 Zeile 33 ein Druckfehler oder original? Wenn eine Ausgabe schon nicht diplomatisch ist, so schaden Markierungen dem pädagogisch-philologischen Zweck kaum mehr; sie sind eher nützlich.

Die Kommentare zu den Schemata Jensens im einzelnen aufzugreifen, ist unter diesen Umständen nicht angezeigt. Abgesehen davon, daß sie mehr oder weniger zufällig teils auf die ältere Literatur teils auf Dialekte bezogen sind, geben sie die wissenschaftliche Diskussion nirgends punktuell wieder. Eine eigenständige Sicht der Verhältnisse von Seiten des Verfassers – wie dies im Rahmen eines Überblicks dieser Art im Bereich des Möglichen wäre – liegt nicht vor. Demgegenüber ist festzustellen, daß das einschlägige Material zur Behandlung gelangt und daß abwegige Lösungen, soweit wir sehen, nicht vorgeschlagen werden.

Gustav Ineichen



MARIO L. ALINEI, *Spogli elettronici dell'italiano delle origini e del duecento II: Forme, 1: Prose fiorentine*. Ed. A. Schiaffini, The Hague-Paris (Mouton) 1968, LXIV + 1142 p. (*A Linguistic Inventory of Thirteenth-Century Italian II/1*).

Der vorliegende Band ist der erste Output¹ eines großen Projektes, das einerseits die Ausarbeitung von in hohem Maße formalisierbaren und vom Computer durchführbaren linguistischen Analysen, andererseits eine vollständige Bestandsaufnahme der Sprache der altitalienischen² Texte vom Placito di Capua bis zu Dantes Werken zum Ziele hat. In der ihn begleitenden Einleitung werden die theoretischen Prämissen des Vorhabens, die technischen Inventarisierungsverfahren und die Disposition der Materialien ausführlich besprochen (p. IX–LXIII).

Alinei stellt eingangs fest, daß der taxonomische Strukturalismus amerikanischer Prägung und die traditionelle Grammatik keine adäquate Grundlage für theoretische Modellbildungen liefere (p. XI), und liebäugelt dann mit Chomskys Generativer Grammatik, von der er schließlich die theoretische Basis für das optimale Wörterbuch erwartet: «È probabile che il dizionario ottimale – cioè il risultato della lemmatizzazione prescelta per realizzarlo – sia quello che risponde prima di tutto a criteri di 'economia' rispetto alla teoria generativa di cui esso deve essere parte integrante, così come appare nella teoria chomskiana» (p. XXXVII). Da aber «I criteri a cui una lemmatizzazione deve obbedire non saranno dunque precisabili che nell'ambito di una teoria generativa e a uno stadio molto avanzato: tale cioè da permettere delle scelte fra diverse soluzioni possibili sulla base di criteri economico-strutturali: che è sul piano teorico una soluzione di notevole interesse, sul piano pratico una semplice prospettiva»³ (ib.), stellt Alinei eine eigene Theorie für die sprachliche Bestandsaufnahme auf. Da das Wörterbuch mit der Universalientheorie zu

¹ Inzwischen (1968–72) sind weitere 14 Bände der Reihe II (*Forme*) bei der Società editrice il Mulino, Bologna, erschienen.

² Der Begriff *antico italiano* wird von Alinei nicht definiert. Aus dem Passus «Per raggiungere lo scopo teorico infatti si sarebbero potuti prendere in esame altri testi – per es. moderni – aventi struttura linguistica e grafia omogenee. Ma in tal caso, se il grosso dei problemi teorici da risolvere sarebbe rimasto sostanzialmente lo stesso, i risultati pratici sarebbero stati in gran parte privi di interesse immediato. Si pensi, per esempio, allo scarso interesse che avrebbero – per chiunque non fosse metodologo – i risultati di spogli morfologici dell'Italiano moderno» (p. XIV–XV) geht hervor, daß *Italiano* – *antico italiano* und *italiano moderno* nicht dieselbe Bedeutung hat: im ersten Fall wird ein nicht näher definiertes areales Diasystem anvisiert, im zweiten haben wir es mit dem von Staat und Schule normierten Schriftitalienisch zu tun.

³ Von uns gesperrt.

identifizieren sei, seien die verschiedenen Ausarbeitungen desselben als autonome Darstellungen dieser Theorie mit unersetzlichem methodologischem Wert aufzufassen. Eine der wichtigsten unter diesen Darstellungen sei der *formario*, d. h., «lo spoglio integrale delle forme – grafiche o sonore: nel nostro caso grafiche – che compongono un testo, un corpus o una lingua, senza alcuna distinzione» (p. XXX–XXXI). Alinei verrät uns aber nicht, was er unter *forme* versteht, und verschweigt, wie er zu den aufgestellten *forme* gekommen ist. Das separate Aufführen von *abergho* (p. 9), *albergho* und *albergo* (p. 29), von *aghuglia* (p. 23), *agugla* und *aguglia* (p. 25), von *fare* (p. 333) und *ffare* (p. 344), von *fece* (p. 337), *fecegli* (p. 338) und *gli* (p. 391) usw. legt die Vermutung nahe, daß eine *forma* eine Gruppe von Buchstaben darstellt, die der Textherausgeber von der vorhergehenden und von der darauffolgenden Gruppe durch eine «Leertaste» getrennt hat und deshalb für die Maschine lesbar ist. Die *formari* stützen sich also nicht auf ein linguistisches Modell, sondern auf die Unfähigkeit der Maschine, einen Text inhaltlich zu analysieren.

Die *formari* bildeten nun den Ausgangspunkt jeder linguistischen Forschung (p. XXXII). Da zudem die Reihe der *formari* die erste ist, die im Rahmen des Projekts erscheint, und neben ihr noch die *spogli grafici*, die *spogli morfologici*, die *spogli sintattici* und die *spogli dei lemmi* vorgesehen sind (p. LIX), ist anzunehmen, daß die *formari* das Corpus für die graphetische/graphematische, morphologische, syntaktische und lemmatische Analyse des gesammelten Materials darstellen.

Was Alinei unter *spogli grafici* versteht, bleibt im dunkeln. Die morphologische Analyse scheint aus matrixhaften Aufstellungen von traditionellen Nominal- und Verbalendungen und von Pronomina teils nach ausdrucksseitlichen, teils nach inhaltseitlichen Kriterien zu bestehen (p. XLI–XLVIII). Für die syntaktische Analyse möchte Alinei den – nicht näher definierten – Satz in Gruppen von *c* (*costanti*) und *v* (*variabili*) gliedern, wobei zum *c*-Typ die häufigsten *parole* (= ?) gehören bis zu einem kumulativen Prozentsatz von 50% (p. XLVIII–LV). Diese *parole* nennt er dann *demarcatori*. Wenn wir uns nun die *Lista di frequenza generale* anschauen (p. 991 ss.), dann wären in den *Prose fiorentine io* und *egli demarcatori*, aber nicht *tu*; *due*, aber nicht *tre*; *re*, aber nicht *regina*; *Firenze* und *Roma*, aber weder *Pisa* noch *Milano*. Die *spogli dei lemmi* schließlich dürften in etwa den traditionellen lexikographischen Sammlungen entsprechen, wie die Gleichstellung von *lemmario* und *dizionario* auf p. XXXI vermuten läßt.

Alinei ist sich der Probleme einer neuen Konzeption der Grammatik und des Wörterbuchs bewußt, es ist ihm aber nicht gelungen, sie zu explizieren. Die theoretische Basis eines neuen Entwurfs müßte u. a. postulieren: a) die theoretische Untrennbarkeit von *signifiant* und *signifié* bei gleichzeitiger methodologischer Trennung; b) eine klar definierte Minimal-einheit (Monem); c) die syntagmatische und paradigmatische Beschränktheit eines jeden Monems. Als Analyseverfahren stünden zur Verfügung: a) die Kommutationsproben; b) die Komponentenanalysen. Ein solches Modell könnte für jedes Monem bestimmen: a) dessen paradigmatische Zugehörigkeit(en) auf der Ausdruckseite; b) dessen syntagmatische Selektionsbeschränkungen auf der Ausdruckseite; c) dessen paradigmatische Zugehörigkeit(en) auf der Inhaltseite; d) dessen syntagmatische Selektionsbeschränkungen auf der Inhaltseite. Die traditionelle Trennung von Grammatik und Wörterbuch sowie die relativ nicht genügend motivierte alphabetische Aufstellung müßten aufgegeben werden. Die Moneme könnten «nach ihrer Rolle für den Textaufbau und dem Typ ihrer Instruktionspotenzen in Klassen, Systeme oder Mengen»⁴ im Rahmen einer Texttheorie neu geordnet werden. Wenn nun der *signifié* vom *signifiant* nicht trennbar ist, die Maschine aber den *signifié* nicht erkennen kann,

⁴ S. J. SCHMIDT, *Texttheorie*, München 1973, p. 84.

und da der Kontext für die Paradigmenkonstitution und für die Komponentenanalyse unentbehrlich ist, erfolgt daraus, daß man beim gegenwärtigen Stand der Forschung den Computer eher für die Aufstellung von Konkordanzen einsetzen sollte als für die Bildung von *formari*, für deren *forme* der Kontext oft mühsam wiederhergestellt werden muß⁵.

Die technischen Bearbeitungsverfahren reduzieren sich gegenwärtig auf die zeilenweise Transkription der Texte auf Lochkarten mit Stellenangaben, die Aufnahme der Karten auf Band, die wortweise Ausgabe der Texte auf *schede grammaticali*, die manuelle und maschinelle Analyse der so erhaltenen Wörter nach unvollständigen Schemen der traditionellen Grammatik und die Übertragung auf Band der so analysierten Karten.

Die hier inventarisierten Texte sind die von Schiaffini herausgegebenen *Testi fiorentini del Dugento e dei primi del Trecento* (Firenze 1954 [rist.]) mit Ausschluß der *Frammenti d'un Libro di conti di banchieri fiorentini*, des *Libro della tavola di Riccomanno Iacopi* und des *Libretto di ricordi*. Neben dem alphabetischen *formario* mit Angaben der Stelle, der absoluten und der relativen Frequenz, enthält der Band noch ein *Indice inverso*, eine *Lista di frequenza generale*, eine *Tabella di distribuzione* [delle frequenze tra i vari tipi], *Liste di frequenza dei singoli testi* und eine *Distribuzione dei tipi* [secondo la loro presenza in uno o più testi].

Michael Metzeltin



GIAN LUIGI BECCARIA, *Spagnolo e Spagnoli in Italia. Reflessi ispanici sulla lingua italiana del Cinque e del Seicento*. Torino (Giappichelli) 1968, XXXVI + 375 p. («Università di Torino». *Filologia moderna – Volume II*).

Beccaria se enfrenta con uno de los temas más importantes de historia léxico-cultural de la Romania, desgraciadamente desdeñado hasta ahora. Nos ofrece el resultado de investigaciones propias, a falta de repertorios completos y de diccionarios históricos. El empeño del autor estriba en ordenar los materiales, según diversos puntos de vista que se exponen en cada capítulo (una excepción la constituye el segundo, en donde se traza un a modo de inventario general de los hispanismos en italiano). Así el fenómeno del préstamo léxico viene enfocado desde ángulos varios y cada parte representa una monografía de por sí. El último ensayo es una reelaboración de un artículo publicado en *Sigma* (1965).

Cap. I: Tras exponer las carencias de la lexicografía italo-española («terreno poco explorado»), se abordan problemas de método y de sistematización de los materiales. ¿Que criterios hay que seguir? Sabido es que cada préstamo tiene su propia historia. Se pasa revista a los factores que entran en juego: acontecimientos externos (p.ej., la política; el influjo directo del catalán en el sardo y en los dialectos meridionales; respecto a los catalanismos es importante la observación de la p. 5 N15), bilingüismo de grupo (de las cortes, p.ej.), bilingüismo individual. Añádase la dificultad metodológica derivada del parecido formal del español y el italiano para determinar con seguridad en cada caso la existencia de una huella hispánica.

Cap. II: Con el fin de presentar un cuadro de conjunto se clasifica previamente el material: ventajas e inconvenientes del orden alfabético, duración de los préstamos (algunos desapare-

⁵ Für die schwache Leistung solcher *formari* cf. M. CORTELAZZO, *Il Vocabolario del Primo Canto dell'Orlando Furioso*, in: Facoltà di Lingue dell'Università di Trieste (Udine), *Miscellanea II*, Estratto, Udine 1973, wo Cortelazzo die Möglichkeiten von Problemlösungen anhand eines kontrastiven *formario* zeigt.

cen pronto) y ambiente en que éstos surgen y viven. La conclusión de Beccaria es que cualquier clasificación siempre resultará demasiado abstracta (p. 28). En este capítulo se brinda una especie de repertorio en el que los préstamos van reunidos según diez y ocho grupos lógicos. Con ello se obtiene un esbozo de los hispanismos del italiano en los siglos XVI y XVII. El autor no pretende ser completo y escoge algunos ejemplos que considera significativos (véase, por ej. p. 95, § 14, sobre las prendas de vestir). No todos los apartados se tratan igual. En la moda (p. 104), v. gr., el autor estima más importante la indagación de las causas que llevaron al préstamo que la mera contabilidad de las palabras.

Cap. III: es una modélica monografía sobre la voz *creada*, aún hoy conocida en Piamonte. Las investigaciones señalan hacia Turín como centro de su irradiación, y el nivel social es el de las esferas elevadas, en donde sigue usándose con el sentido de ‘dama de compañía’. La palabra debió de emplearse primero en la corte de Saboya: la infanta Catalina de Austria, casada en 1585 con Carlos Manuel I, vino acompañada de muchos servidores y cortesanos españoles. B. señala que es la época «di piú evidente spagnolizzamento» (p. 146), en la que muchos documentos incluso se redactan en castellano, en los cuales no es raro encontrar *creada*.

Cap. IV: influjo del español en la terminología de las denominaciones de los caracteres humanos. Palabras que en castellano no tienen connotación despectiva alguna cobran en italiano con frecuencia un matiz negativo (a veces debido a una intención polémica frente a los dominadores u opresores, p. 174). Se atribuían o se atribuyen a los españoles ciertas características y de ahí que, p. ej., *sussiego* adquiera el sentido de ‘orgullo’ o *proveccio*, el de ‘avaricia, rapacidad’. En los primeros textos estos defectos van referidos siempre a españoles.

Cap. V: en este apartado titulado «Convergenze culturali» se trata la familia semántica de *brio*, *disinvoltura* y afines. Son palabras significativas, testigos de una época y una determinada mentalidad. Dado que son dos civilizaciones parejas, los préstamos españoles de esta clase habían de penetrar con facilidad en italiano. Lo mismo ocurre con *lindo* (para la evolución semántica en el idioma de origen remito a mi nota de la *ZRPh.* 78 (1962), 79), que se halla en textos cómicos o satíricos con un leve tono de ironía. En *bizzarro*, voz tan debatida, quizá haya influjo mutuo; el autor con razón se muestra aquí muy prudente en cuanto al presunto origen español y se limita a ofrecer valiosos testimonios literarios del vocablo (p. 251–2, N88).

Cap. VI: el préstamo consciente como procedimiento de estilo viene tratado en el último apartado, que lleva por título «Spagnolismo e citazione spagnola come strumento stilistico». Las palabras no se italianizan, la terminación se deja adrede en español. Es una moda del quinientos y del seiscientos. A menudo las muestras son sólo flor de una día. En las comedias se suelen introducir frases o trozos de frase en español. Todo ello es mero retozo verbal: se echa mano de voces que suenan a español, juégase con los equívocos de homófonos y cuasi-homófonos (*hombres/ombre*). Estamos ante una suerte de esnobismo y por ello no es raro que algunos de estos procedimientos se encuentren en las cartas de ciertos aristócratas; sin embargo, no habrá que excluir del todo una deleitación en esa mescolanza de idiomas para adorno de la expresión.

El libro de Beccaria resulta una contribución muy importante a unos estudios escasamente cultivados, a pesar de lo fecundos que pueden revelarse. La documentación aducida es vastísima y su interpretación, por lo general, segura.

Germán Colón

PEGEMADE, *Èl nodar onorà*, commedia piemontese-italiana del secondo Settecento. Saggio introduttivo di GUALTIERO RIZZI. Testo, traduzione e nota linguistica a cura di GIANRENZO P. CLIVIO, Torino (Centro di Studi Piemontesi) 1971, 150 p.

Einen willkommenen Beitrag zu einer Sprachgeschichte Italiens, die neben die *storia della lingua* im engeren Sinn diejenige der regionalen Sprachverhältnisse stellt, leisten Textausgaben wie die vorliegende.

Eines der drei Stücke eines bisher nicht identifizierten Autors, der in der 2. Hälfte des 18. Jh.s unter dem Pseudonym Pegemade schreibt, erscheint hier zum erstenmal im Druck. Die Komödie ist in erster Linie als sprachliches Dokument wertvoll; Gualtiero Rizzi hebt aber in seiner Einleitung hervor, daß nicht nur der Inhalt des Stückes, sondern gerade auch dessen sprachliche Situation Licht werfe auf die gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse von Turin im späten Settecento. Die Komödie, in der einzelne Personen italienisch, andere piemontesisch sprechen (die Dialektpartien sind nützlicherweise in den Anmerkungen ins Italienische übersetzt), ironisiert die bürgerliche Gesellschaft, die einzig aufs Geld und auf sozialen Aufstieg bedacht ist; gerade diese Schicht aber ist es, die sich in jener Zeit mit Vorliebe der italienischen Hochsprache bedient, während sowohl die höfischen Kreise wie die breite Bevölkerung am Piemontesischen festhalten.

Gianrenzo P. Clivio schildert in seiner kurzen sprachgeschichtlichen Einleitung die nach sozialen Klassen differenzierten Varianten des Turiner Dialekts im 18. Jh.; der volkstümlichen Variante, wie sie sich etwa in den *Canzoni* des P. Ignazio Isler spiegelt, ist der Dialekt nahe verwandt, den Ciapo und Birgilla im *Nodar onorà* sprechen. Clivio charakterisiert ihn als *piemontese rustico*, den Dialekt der ländlichen Umgebung von Turin. Ein knapper Überblick über phonetische, morphologische und lexikalische Eigenheiten ordnet den Dialekt ins Gesamtpiemontesische und darüber hinaus ins Galloitalienische im weiteren Sinne ein. Eine Liste von Wörtern, die in den Dialektwörterbüchern fehlen, und eine kleine Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten bereichern die sorgfältig gemachte Ausgabe. Die Publikation weiterer Dokumente durch die «Ca dè studi piemontèis» wird in Aussicht gestellt.

Ricarda Liver



DAGMAR THOSS, *Studien zum locus amoenus im Mittelalter*, Wien-Stuttgart (W. Braumüller) 1972, 176 p. (*Wiener romanistische Arbeiten 10*).

Es geht in dieser sehr klar konzipierten und lebendig geschriebenen Arbeit um die Frage, ob der *locus amoenus* als Topos anzusehen sei oder nicht. Den theoretischen Ausgangspunkt für die Untersuchung bilden die Behauptungen von E. R. Curtius, daß dem *locus amoenus* als wohlbegrenztem Topos der Landschaftsschilderung ein «rhetorisch-poetisches Eigendasein» anzuerkennen sei. Im Anschluß an Curtius ist es in der Kritik üblich geworden, die Landschaftsschilderung im Mittelalter als literarische Konstante, als eine Formel mit Variationen, zu betrachten. Der Verfasserin der vorliegenden Arbeit erscheint der Hang der Toposforschung zum bloßen Katalogisieren von Einzelelementen bedenklich. Sie unternimmt es deshalb, den «nivellierenden Effekt» der Topos-Methode an ausgewählten Beispielen aufzuzeigen, etwa an M. Gsteigers Buch über die Landschaftsschilderungen bei Chrétien de Troyes (Bern 1958), oder an R. Gruenters Arbeiten über Landschaftsschilderung, z. B. bei

Gottfried von Straßburg (*Euphorion* 55, 1961). Da diese Beispiele aus der Kritik es als fraglich erscheinen lassen, ob der *locus amoenus* überhaupt als Topos eingestuft werden kann, stellt die Verfasserin an den Anfang des Hauptteils ihres Buches eine Analyse der Musterbeschreibungen eines *locus amoenus*, wie sie Matthäus von Vendôme, Galfred de Vino Salvo, ein Anonymus und Gervasius von Melkley in ihren Poetiken bieten. Die Ergebnisse dieser Analyse werden dann mit Texten sowohl der lateinischen wie der volkssprachlichen Dichtung des Mittelalters konfrontiert.

Die *descriptio loci* der Poetiken des ausgehenden 12. und des beginnenden 13. Jahrhunderts läßt sich wie folgt charakterisieren: 1. Es wird eine *opportunitas* postuliert, welche die *descriptio* motivieren soll; 2. die *descriptio* ist deutlich aus dem Erzählablauf herausgehoben und bildet ein geschlossenes Ganzes; 3. es tritt ein Bildner der Naturschönheit auf (Natura, Genius, Flora); 4. die *deliciae* werden auf die einzelnen Sinne bezogen; 5. formale Besonderheiten betreffen die *permutatio*, die Vorliebe für Metaphern und die Beschreibung der Bäume und Vögel; im Aufbau läßt sich keine Regelmäßigkeit feststellen (p. 50–51).

Der Vergleich dieser «Vorschriften» mit der Praxis der lateinischen Dichtung von Claudian und Sidonius Apollinaris bis Alanus von Lille, Walther von Châtillon und Petrus Riga (leider wurden Joseph von Exeter und Johann von Hauville nicht berücksichtigt) zeigt deutlich, daß wohl zahlreiche Berührungspunkte vorliegen, daß aber die Musterstücke «lediglich eine innerhalb eines mächtigen Überlieferungsstromes relativ spät sich abzweigende und zum Teil ein totes Geleise darstellende Sonderentwicklung» bilden (p. 72). Schön; aber wie «tot» dieses Geleise ist, hätte man natürlich an lateinischen Texten zeigen sollen, die *nach* den Poetiken geschrieben wurden.

Der Vergleich der lateinischen Musterbeschreibungen mit französischen und deutschen Texten des 12. und 13. Jahrhunderts erweist die Eigenständigkeit der volkssprachlichen *locus amoenus*-Darstellungen. Die sorgfältige Untersuchung von D. Thoss vermag nur wenige konkrete Berührungspunkte festzustellen. Die volkssprachlichen *locus-amoenus*-Darstellungen weisen dazu zwei Besonderheiten auf, die in den lateinischen Musterbeschreibungen fehlen: 1. die Vollständigkeit an Baum-, Blumen- und Vogelarten wird weniger durch lange Aufzählungen zum Ausdruck gebracht als durch Formeln vom Typ «es gibt keinen Baum (keine Blume, keinen Vogel), den man hier nicht finden könnte»; 2. die *herbes et espices* des Lustortes haben wunderbare Kräfte.

Den Schluß der Arbeit bildet die Analyse einzelner *locus-amoenus*-Darstellungen, vornehmlich derjenigen des Rosenromans. Die ausführlichste Behandlung erfährt Guillaume de Lorris (p. 113–138), weil ein Leser des 14. Jahrhunderts am Rand seiner Handschrift vermerkt hatte: *Totum istud punctum Matheus Vindocinensis [...] de loci placidi descriptione*. Curtius notierte: «Guillaume de Lorris ... hält sich an die Vorschriften des Matthaëus von Vendôme, wie schon ein mittelalterlicher Leser bemerkte...» Daß sich Guillaume an keinerlei «Vorschriften» hält, vermag D. Thoss leicht nachzuweisen. Bei Jean de Meun kommen ganz neue Motive hinzu, die leider in der Arbeit nur kurz berührt werden: Paradiesschilderung, Bukolik und goldenes Zeitalter. Eine Untersuchung dieser neuen Ideallandschaften würde meines Erachtens die These von D. Thoss bestätigen, daß nicht irgendwelche Musterstücke irgendwelcher Poetiken, sondern (wenn schon «Muster») die immer wieder gelesenen Autoren eine jeweils eigene Tradition begründen. Zum goldenen Zeitalter z. B. vermag hier, neben dem zitierten Buch von H.-J. Mähl, die vorzügliche Arbeit von Bodo Gatz, *Weltalter, goldene Zeit und sinnverwandte Vorstellungen*, Hildesheim 1967, auch dem Mediävisten beste Dienste zu leisten. Daß der Topos-Begriff oft nur wenig zum Textverständnis beitragen kann, gilt natürlich nicht nur für die Literatur des Mittelalters. Curtius meinte, daß schon bei Ovid die Poesie von der Rhetorik beherrscht werde. Wie wenig das stimmt, zeigte z. B.

V. Pöschl in seinem Aufsatz zum Katalog der Bäume in Ovids Metamorphosen (in *Medium Aevum Vivum*. Festschrift W. Bulst, Heidelberg 1960).

Was die Arbeit von D. Thoss auszeichnet, ist die klare Problemstellung. Der Topos wird als eine durch die Schule tradierte Musterbeschreibung definiert. Die Existenz eines *locus-amoenus*-Topos wird bestritten, wobei die Kriterien zu dieser negativen Antwort von den mittelalterlichen Poetiken geliefert werden. Dieser negative Befund wirkt überzeugend. Sobald man aber den Topos-Begriff nicht nur auf die Schultradition einschränkt, sondern ihn etwa als Tradition in der Dichtung selbst, als Denkform (W. Veit, zitiert, p. 25 N 108) oder als «geistige Landschaft» (B. Snell) betrachtet, wird der Weg frei für neue Untersuchungen, die über das Rhetorische hinausgehen, ohne es jedoch negieren zu müssen. Die Rhetorik kann sehr wohl als Ausdruck von Grundeinsichten verstanden werden.

Im Anhang transkribiert D. Thoss eine Ergänzung zur *descriptio loci* der *Ars versificatoria* des Matthäus von Vendôme aus Bibl. palat. Vindob. Cod. 246, f. 49.

Marc-René Jung



FRANÇOIS PIROT, *Recherches sur les connaissances littéraires des troubadours occitans et catalans des XII^e et XIII^e siècles*. Les «sirventes-ensenhamens» de Gueran de Cabrera, Guiraut de Calanson et Bertrand de Paris, Barcelona 1972, 655 p. (*Memorias de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona 14*).

Diese umfangreiche *thèse de doctorat* des jungen Lütticher Gelehrten und hervorragenden Provenzalisten stellt durch die Gründlichkeit der Dokumentation, durch die Akribie der Untersuchungen und der Beurteilung, sowie durch die Abgewogenheit der Schlußfolgerungen ein wahres Modell romanistischer Forschung dar. Man wäre sogar versucht, angesichts der vielen Zitate von kritischer Literatur von einem «zuviel des Guten» zu sprechen, würde nicht gerade diese Art und Weise, sich mit der bisherigen Forschung auseinanderzusetzen und die zahllosen, weit verstreuten Abhandlungen anzuführen, erst praktisch ermöglichen, die zahlreichen sich ergebenden Probleme und ihre Lösungsmöglichkeiten zu übersehen und zu werten. Es handelt sich, wie schon die Überschrift andeutet, um nichts weniger als um eine der Hauptfragen der mittelalterlichen Literatur Frankreichs: Wieweit kannten die okzitanischen Troubadours die nordfranzösische Epik, die höfischen Romane und Lais? Wieweit lassen ihre Kenntnisse auf das Vorhandensein von verlorenen Fassungen dieser Werke schließen, wenn ihre Anspielungen dem Erscheinen der erhaltenen Texte zeitlich vorausgehen? Und wieweit kann die alte Frage nach der Existenz einer südfranzösischen d. h. okzitanischen Epik beantwortet werden?

Die Abhandlung Pirots, die der bekannten Forscherin mittelalterlicher Literatur, M^{me} Rita Lejeune, die seine Studien leitete, gewidmet ist, stützt sich vor allem auf die drei *sirventes-ensenhamens* von Gueran de Cabrera, Guiraut de Calanson und Bertrand de Paris (Rouergue), in denen der Autor jeweils dem Spielmann vorwirft, welche Stoffe er nicht kennt und doch kennen sollte. Der Untersuchung der drei Texte geht eine Behandlung der Bezeichnung der Gattungen des *sirventes* und des *ensenhament* voraus, aus der Pirot eine Kombination der beiden Gattungen folgert und für die drei Dichtungen die Bezeichnung *sirventes-ensenhamens* vorschlägt.

Es folgt eine erschöpfende Charakteristik dieser Mischgattung und ihrer drei Vertreter und ein Vergleich mit dem eigentlichen *sirventes* und dem *ensenhament*, mit dem «monologue dramatique», den «boniments professionnels», den «boniments de jongleur et textes de para-

de», den «poèmes du type de l'homme qui sait tout faire», dem «sermon joyeux» und dem «gab». Ferner werden behandelt die *énumération* und *anaphore* als stilistische Merkmale der Gattung, sowie die Quellen der Aufzählung von Eigennamen (Bibliothekskataloge, Verzeichnisse von Schulautoren und liturgische «canons»).

Eine nicht minder erschöpfende Abhandlung ist den drei Texten und ihren Autoren gewidmet unter Berücksichtigung ihrer Ausgaben, der Handschriften mit ihrer äußeren und inneren Geschichte, der oft umstrittenen Metrik, der dornenvollen Untersuchungen über die Autoren, ihre Familien und ihre Herkunft, sowie der ausschlaggebenden Frage der Datierung der drei *sirventes-ensenhamens*. An die historische Untersuchung schließt sich jeweils eine literarische an, die die Datierung anhand der in den Texten zitierten Troubadours und anderer Zeugnisse ermöglicht.

Dieser, die Hälfte der Arbeit (324 Seiten) umfassende erste Teil bildet die Grundlage für den Hauptteil, in welchem versucht wird, alle von den drei Autoren zitierten dichterischen Stoffe genau zu identifizieren und zu datieren, und zwar unter Berücksichtigung aller Anspielungen auf die entsprechenden Themata in anderen Troubadourtexten. Der *matière épique* (chansons du cycle du roi, chansons du cycle de Garin de Monglane, chansons du cycle des vassaux rebelles, chansons sur des thèmes divers, chansons sur des événements contemporains, chanson d'Antioche) schließt sich die *matière de Bretagne* (das Lai, Artus, Tristan und Isolde, die Romane von Chrétien de Troyes, Merlin u.s.f.), die *matière antique* (Thèbes, Troie, Enéas, Alexandre, Apollonius de Tyr, Ovidiana, matière de Rome) und sekundäre Themata an, was die lückenlose Beherrschung der gesamten französischen und provenzalischen weltlichen Literatur des Mittelalters samt ihrer uferlosen bisherigen kritischen Behandlung voraussetzt. Die Folgerungen aus all diesen Einzeluntersuchungen zieht Pirot jeweils nach jedem Kapitel. Sie sind immer äußerst vorsichtig und ausgewogen.

Den Abschluß der Arbeit bildet die kritische Ausgabe der drei Texte von Gueran de Cabrera, Guiraut de Calanson und Bertrand de Paris mit entsprechender Einleitung und Kommentar.

Welches sind die Ergebnisse der umfangreichen Untersuchung und Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung? Pirot faßt sie zusammen in seinen «Conclusions générales»: Die französische Literatur *sensu lato* war 1140–60 viel komplexer, als man allgemein annimmt. Zahlreich sind die früheren, verlorenen Fassungen von literarischen Themata, die uns aus den erhaltenen *chansons de geste*, Romanen und Lais bekannt sind. Auch muß oft ein Polymorphismus in der Tradition der erzählenden Texte des Mittelalters angenommen werden. Die Vermittlung gewisser Themata vom Südwesten Frankreichs, wo sie zwischen 1100 und 1160 aufblühen, nach Katalonien erklärt sich aus den Beziehungen zwischen den fürstlichen Höfen von Poitiers und Barcelona.

Die Frage nach der Existenz einer autonomen okzitanischen Epik (Roland à Saragosse, Aïgar et Maurin, Daurel et Beton) bleibt offen, ebenso diejenige, ob die Troubadours die französische Epik im Original oder in okzitanischer Übertragung kannten. Für die *matière de Bretagne* und z.T. auch für die *matière antique* muß eine schon zwischen 1135 und 1170 erfolgte direkte Vermittlung vom anglonormannischen England über Poitiers nach Südwestfrankreich und von da nach Katalonien angenommen werden.

Eine Wandlung des Geschmacks vom Epischen zum Romanhaften ist im Süden Frankreichs unverkennbar. Die drei untersuchten *sirventes-ensenhamens* entsprechen nicht nur einer Entwicklung des Geschmacks, sondern auch der Wandlung der gebildeten Klasse, was sowohl aus den gewählten Stoffen als auch aus dem Stand der Persönlichkeit des Verfassers hervorgeht: Gueran de Cabrera, Vizegraf von Gerona und Urgell, Abkömmling eines Helden der Reconquista, wie Cernau Mir de Tost usw. selber kriegerischer Feudalherr, ist in den Jahren 1150–

1160 natürlich für die eigentliche Epik empfindlich; Guiraut de Calanson, am Übergang vom 12. zum 13. Jh., besitzt wahrscheinlich eine klerikale Bildung und verfügt über einen viel weiteren Themenkreis, von dem noch ein Bertrand de Paris, kleiner Landjunker am archaisierenden Hof von Rodez zwischen 1270 und 1290, profitiert.

Das Hauptverdienst der grundlegenden Arbeit Pirot's, die alle Lösungsmöglichkeiten genau abtastet und sie unter bewußter Vermeidung eines polemischen Tones untersucht und wertet, liegt in den reiflich überlegten Schlußfolgerungen. Eine große Anzahl von Einzelfragen und vor allem das Hauptproblem, die Vermittlung von Stoffen der erzählenden Dichtung zwischen Nordfrankreich und England einerseits und Südfrankreich und Katalonien andererseits, dürfen wohl – neue Entdeckungen vorbehalten – als gelöst betrachtet werden.

Reto R. Bezzola

★

W. MARY HACKETT, *La langue de Girart de Roussillon*, Genève (Droz) 1970, 122 p. (*Publications romanes et françaises 111*).

La editora de *Girart de Roussillon* en la serie de la *S.A.T.F.* ofrece en esta publicación una visión, breve y de agradable lectura, de los numerosos problemas que plantea la lengua en que está redactado el poema. Tras comprobar, por los datos sacados del estudio de la rimas, que la lengua del texto es «foncièrement méridionale» (p. 27), pero con intervención de otros materiales, la autora señala que estamos ante «un mélange artificiel de provençal et de français, mais contenant des éléments dialectaux» (p. 109). Éstos parecen ser característicos de la región de Poitou, que en le siglo XII debía formar parte del dominio occitano. A esta conclusión llega después de haber examinado el poema según las rimas (p. 9–27), los manuscritos que nos lo han transmitido (28–72), la sintaxis (73–102) y el vocabulario (103–107). La parte más nueva es el estudio de la sintaxis, apenas considerada hasta ahora por los investigadores.

Es una feliz coincidencia que los libros de Pfister y de Hackett sobre la lengua de Girart hayan aparecido casi al mismo tiempo y sus investigaciones sean independientes. El lector deberá consultarlos juntos y tener presente asimismo la larga recensión que el primero dedica al libro aquí anunciado en la *ZRPh.* 88 (1972), 263–280. Por mi parte, me siento inclinado, a pesar de alguna reserva concreta que se podría hacer, a suscribir las conclusiones de Hackett acerca del predominio del léxico escuetamente provenzal sobre el francés (p. 103) y a considerar que formas poitevinas típicas, como la preposición *ob* 'con', *chep* 'cabeza' u *oges* perfecto del verbo *aver*, deben corresponder al original primitivo de Girart (p. 111–112). La tradicional localización en la región del suroeste me parece mejor fundada que nunca. Los esfuerzos por situar al autor primitivo en el dominio francoprovenzal, a base de algunos datos léxicos, se me antojan bastante discutibles.

Hay un punto que me hubiese gustado ver tratar más detenidamente: las características del manuscrito *P*. Hackett decidió tomar como base de su óptima edición el ms. *O*. Tanto ella como Pfister han puesto de relieve las excelencias de ese texto; me temo que *P* haya sido desdeñado en demasía y que mereciera más consideración de la escasa (p. 65–66) que se le ha dedicado.

Germán Colón

★

C. W. ASPLAND, *A Syntactical Study of Epic Formulas and Formulaic Expressions Containing the -ant Forms in 12th Century French Verse*, St. Lucia, Queensland (University of Queensland Press) 1970, 175 p.

Die Studie untersucht syntaktische Struktur und stilistische Verwendung der stereotypen Formeln und formelhaften Ausdrucksweisen (cf. Definition p. 34) in der französischen Lyrik des 12. Jh.s In einer wissenschaftsgeschichtlichen Einleitung (p. 1–38) faßt Aspland die Ergebnisse bisheriger Forschung zusammen. Zwei einander entgegengesetzte Hauptrichtungen zeichnen sich ab: Die eine, als deren Hauptexponenten der Verfasser Jean Rychner bezeichnet (in *La chanson de geste*, 1955; später modifizierte Rychner seine Theorie), vertritt die These vom oralen Ursprung der Formeln; die andere, der Frappier, Delbouille und McMillan angehören, möchte die epischen Formeln an die literarische Tradition geistlicher Dichtung anknüpfen. Aspland selbst spricht sich für eine vermittelnde Position aus, nach der beide Faktoren zusammengewirkt hätten.

Der Hauptteil des Buches (p. 39–154) untersucht die verschiedenen Typen von *ant*-Formeln, geordnet nach ihrer syntaktischen Struktur, wobei den metrischen und stilistischen Gesichtspunkten besondere Beachtung geschenkt wird. Es zeigt sich z. B., daß Chrétien de Troyes als ein stilistisch geschickter Dichter die epische Formel keineswegs als stereotypen Versschluß verwendet, sondern oft in der Mitte des Verses als bewußt retardierendes oder emphatisches Element einsetzt.

Die Schlußfolgerungen des Autors, der den epischen Formeln in den besten Dichtungen eminent stilformende, vor allem affektive Wirkung zuschreibt, gehen wohl etwas weit, wenn Aspland sagt, die Formeln hätten «an evocative power similar to that associated with the ritual formulas of the liturgy» (p. 157).

Das unmittelbar darauf zitierte Urteil Frappiers setzt den Akzent treffender: «leur répétition et leur monotonie acquièrent parfois une certaine puissance d'incantation».

Ein Wort- und ein Sachregister schlüsseln das nützliche Buch auf willkommene Weise auf.

Ricarda Liver



HENRI DE BRIEL, *Le roman de Merlin l'enchanteur*, traduit en français moderne par H. d. B., Paris (Klincksieck) 1971, 379 p. (*Le roi Arthur 1*).

HENRI DE BRIEL, *Le roman de Perceval ou le Conte du Graal*, texte établi en français moderne par H. d. B., Paris (Klincksieck) 1971, 123 p. (*Le roi Arthur 2*).

HENRI DE BRIEL, *La première continuation du roman de Perceval*, texte établi en français moderne par H. d. B., Paris (Klincksieck) 1972, 112 p. (*Le roi Arthur 3*).

On ne peut, en principe, que se réjouir de voir paraître des versions en français moderne de textes médiévaux aussi dignes d'intérêt et, pour deux d'entre eux, jamais traduits jusqu'ici. Cela dit, ces ouvrages s'adressent à ce que l'on nomme conventionnellement le grand public, et leur usage par des médiévistes est mal concevable.

La langue est agréable, le style assez coulant pour ne pas rebuter le lecteur contemporain. L'exigence majeure du traducteur a été, manifestement, la lisibilité plus que l'exactitude, lorsque ces deux valeurs entraient en conflit. Il ne m'a pas semblé qu'il y ait d'erreurs proprement dites ... mais j'avoue ne pas avoir contrôlé page par page ces trois volumes. De sondages pratiqués dans le *Conte du Graal* je retire l'impression que le traducteur, dans une intention

que l'on peut comprendre, a cherché à atténuer le côté ambigu, et (j'en suis persuadé) volontairement équivoque que présente çà et là le récit. Il lui arrive d'introduire une brève glose, ou de modifier légèrement l'ordre des éléments d'une phrase de manière à effacer quelque effet de surprise susceptible de décontenancer le lecteur. C'est ainsi que la scène du repas du Graal se trouve comme démystifiée, ce que, pour ma part, je regrette... Nul n'ignore les grandes difficultés que comporte l'adaptation de textes relatifs à une culture aussi étrangère à la nôtre. Mais il semble que H. de Briel ait opté pour la solution de facilité.

Objection plus grave: si le *roman de Merlin* (il s'agit du Merlin-Huth) est traduit d'après l'édition G. Paris et J. Ulrich de la SATF, rien de plus naturel; mais les deux autres sont aisément accessibles dans d'excellentes éditions modernes: or, H. de Briel s'est servi de l'archaïque édition Potvin (1863), ajoutant il est vrai, sans autre précision que, pour le *Conte du Graal*, il l'a «complétée par» celle de W. Roach, et pour la Continuation qu'il l'a «complétée par quelques lignes» (*sic*) du même Roach. Au reste, même obscurité en ce qui concerne l'opération qui a consisté à «compléter» (*resic*) le manuscrit Huth par des passages de Malory, *Morte d'Arthur*. En l'absence de toute note, de toute bibliographie et d'introduction érudite, il est impossible de formuler un jugement sur ces pratiques dont le moins qu'on puisse dire est qu'elles sont sujettes à controverse.

Paul Zumthor



HENRI DE BRIEL – MANUEL HERRMANN, *King Arthur's knights and the myth of the Round Table; a new approach to the French Lancelot en prose*, Paris (Klincksieck) 1972, 253 p. (*Le Roi Arthur 4*).

Comme l'indique le sous-titre, les auteurs de cet ouvrage visent à la nouveauté. Au reste, le mot *approach* induit tant soit peu le lecteur en erreur: il suggère une méthodologie; mais il s'agit moins ici de méthode nouvelle que d'une interprétation globale du cycle, au niveau thématique et idéologique. Cette interprétation, partant des thèses désormais classiques fondées, dans les années 30–40, sur les travaux de Pauphilet, Lot et Frappier, s'en distingue en tentant de définir, à l'aide de méthodes de lecture semblable, un *sens* autre.

Sur le plan historique et externe (modalités de composition, découpage des parties, localisation et datation), les auteurs entérinent purement et simplement les propositions généralement admises aujourd'hui: pluralité d'auteurs cléricaux, entre 1215 et 1230, mais direction d'une sorte de maître d'œuvre unique (l'«Architecte» de Frappier); élaboration d'une vaste matière romanesque déjà alors traditionnelle et remontant aux romans en vers du XII^e siècle, en vertu d'une intention unifiante imprimant au cycle, malgré sa grande complexité une cohérence qui ne se dément pas. Sur ce point du reste les auteurs font la part peut-être un peu trop belle à l'unicité: ils gommant d'un geste alerte les différences, sinon les oppositions, voire contradictions de détail et de ton, que bien des lecteurs continuent à percevoir entre l'*Estoire* et le *Lancelot* propre, entre celui-ci et la *Queste*, entre celle-ci et la *Mort Arthur*. Les choses sont néanmoins assez embrouillées pour qu'on laisse MM. de Briel et Herrmann au bénéfice du doute. Leur interprétation n'en est pas moins fondée en cela sur un véritable postulat. Celui-ci comporte un corollaire, avec lequel on peut, en gros, être d'accord (quoique le *Lancelot* propre fasse ici peut-être difficulté): le *Lancelot-Graal* marque le terme d'une évolution amorcée dès Robert de Boron, sinon Chrétien de Troyes,

pour christianiser une tradition folklorique et mythique nouvellement entrée dans l'horizon de la culture occidentale et y exigeant naturalisation.

Pratiquement, ils découpent, d'un bout à l'autre du cycle, des bandes thématiques (si je puis m'exprimer ainsi) dont il suivent les sinuosités dans la trame supposée unique, et dont ils retracent les implications. Ces «bandes» sont lemmatisées du nom de divers agents du récit, traités comme des entités constantes, auxquelles se réfèrent les circonstances: successivement Perceval et sa famille, Galahad, les rois Pêcheur et Mehaigné, les ancêtres du clan (ce qui nous ramène à l'*Estoire*), Yvain et les chevaliers de la Table Ronde, Lancelot, Bohort, les «pucelles», «anges et démons»; puis quelques objets symboliques ou emblématiques: le Siège périlleux, l'épée, les navires et les palais, le Graal et sa quête, Avalon; enfin, le thème du secret (les *repostailles*) qui, pour les auteurs, fournit la clé de tout le reste. Assurer, comme ils le font, que leur matériel est entièrement neuf, c'est donc une façon de parler: tout ce dont ils traitent est connu; ce qu'ils apportent, avec plus d'éloquence parfois que d'arguments proprement dits, c'est une idée directrice.

En résumant, peut-être exagérément, leur pensée, on dirait qu'ils appliquent à la totalité du cycle ce que Pauphilet jadis écrivit de la *Queste*. En surface, les clercs auxquels on doit ce magnifique ensemble romanesque semblent avoir seulement modifié la nuance du matériel qu'ils empruntaient à leurs devanciers; en réalité, ils en altèrent profondément la signification, au point d'évacuer tout reliquat de contenu mythique, et de lui substituer un message chrétien homogène. Le *Lancelot* propre apparaît ainsi comme une condamnation quasi-allégorique de l'amour mondain; et le cycle entier constitue une modulation incessante sur le thème de l'appel au repentir.

Néanmoins, et c'est là l'idée de tout cet ouvrage, les auteurs refusent de voir, dans le message en question, l'émanation de la doctrine catholique officielle. Contemporain des hérésies foisonnantes du début du XIII^e siècle, le *Lancelot-Graal* s'inscrit dans leur discours, dont il constitue la plus admirable manifestation littéraire. Pour les clercs qui l'imaginèrent et l'«Architecte» qui le dirigea, le chevalier errant est un être méprisable et digne de pitié; mais au lieu de s'en moquer, ils le récupèrent, l'érigent en type idéalisé et le font servir à une fonction symbolique qui le dénonce.

Le fait capital, aux yeux des auteurs, est en cela le secret: celui-ci ne peut aucunement être expliqué comme un élément résurgent d'origine mythique. Il s'agit d'une gnose, ou en tout cas d'une tendance sectaire, dissimulant à la curiosité de l'Eglise officielle une doctrine dont l'orthodoxie pourrait être suspectée. Les «moines blancs» dont il est si souvent question, et que Pauphilet comprenait comme les Cisterciens, ne le sont pas: leur blancheur est symbolique. Moines, mais engagés dans le monde chevaleresque comme *milités Christi*: ce ne sont autres que les Templiers ...

En dépit de la répétition de l'affirmation; en dépit de l'abondance des propositions péremptoires, il est bien difficile de disputer d'une thèse que n'étaient, dans ce volume, ni notes, ni bibliographie valable; et dont les tables généalogiques des héros, données en appendice, dépourvues de commentaire philologique, laissent hésitant. L'ensemble de la «théorie» a l'air d'une gageure. Certes, a priori, on ne peut lui enlever une certaine probabilité. Mais, d'une part, on attendrait un discours argumentatif pourvu d'un appareil critique digne de ce nom; d'autre part, on a déjà tant vu de tentatives avortées, pour réduire l'étrangeté du connu (nos textes) à l'étrangeté plus grande encore de ce qui nous est pratiquement inconnu (les doctrines marginales et les religions souterraines du XIII^e siècle) qu'un prudent scepticisme s'impose ... jusqu'à exhibition de la preuve.

Paul Zumthor

J. H. MARSHALL, *The chansons of Adam de la Halle*, edited with introduction, notes and glossary by J.H.M., Manchester (Manchester University Press) 1971, 142 p.

On saluera cette édition, qui vient combler un vide que ne remplissaient ni la très vieille publication de Coussemaker, ni les *Chansons et partures* de Berger, fondée sur des principes pour le moins contestables, et du reste depuis longtemps introuvable.

L'importance d'Adam de la Halle n'est plus à démontrer. Ayant moi-même à plusieurs reprises travaillé sur ce poète, je suis convaincu que c'est là l'une des personnalités les plus attirantes, dont l'œuvre est la plus représentative d'une crise de croissance poétique, caractéristique de la seconde moitié du XIII^e siècle. Entraîné au maniement, on le sait, de la plupart des genres versifiés en usage de son temps, novateur en musique, jouant avec subtilité de la diversité des «registres» que lui offrait la tradition, Adam tantôt porte à sa perfection abstraite une *ars antiqua* élaborée par quatre générations de trouvères, tantôt dessine les premiers linéaments d'une *ars nova* dont ses motets et ses rondeaux constituent les premiers fruits... tandis que son *Congé*, en dépit de précédents bien connus, s'engage déjà dans la voie qui mènera à Machault et à Villon.

Les 36 chansons conservées sous le nom d'Adam sont réparties dans 14 chansonniers; Marshall a choisi P (B.N. fr. 847) comme manuscrit de base: il donne en effet la collection presque complète (33 pièces); l'éditeur ne le corrige que lorsqu'une nécessité sémantique ou rythmique l'y contraint absolument. Pour les trois autres chansons (nos. 15, 25 et 33), il suit le manuscrit T (B.N. fr. 12615). La numérotation qu'il adopte diffère de celle de Berger (table d'équivalences, p. 30–31).

Les textes ainsi publiés témoignent d'un certain dépassement, au sein d'une forme poétique étroitement fidèle au modèle des trouvères, de l'horizon poétique de ceux-ci: par un phénomène que j'ai moi-même étudié ailleurs, c'est-à-dire l'usage personnel des éléments non registraux de la chanson (surtout les comparaisons; dans une moindre mesure, les métaphores), il introduit, dans l'espace clos du chant courtois, des touches qui en diversifient le ton, et ouvrent le discours à un extérieur, de l'ordre du savoir: allusions mythologiques (Dédalus, chanson 5), symboliques (le tigre au miroir, chanson 33), familières (opposition du repas et du «casse-croûte», chanson 27). C'est par le même biais que peuvent s'introduire des références autobiographiques: je serais cependant sur ce point plus réservé que l'éditeur: ainsi, le motif de la pauvreté (chansons 7 et 8) m'apparaîtrait plutôt comme une simple variation sur celui, registral, de la privation du bien désiré. Il n'en reste pas moins que par ces traits, même dispersés et encore rares, Adam annonce ici, de l'intérieur même de la *fine amour*, la sensibilité et le discours des grands «balladeurs» du XIV^e siècle.

Une étude de la langue, une table des mètres et des rimes, et une bibliographie, par la force des choses assez sommaire (on attend encore la grande étude que mériterait Adam), contribuent à faire de cette excellente édition un instrument de travail précieux.

Paul Zumthor



JEAN DE CONDÉ, *La messe des oiseaux et le Dit des Jacobins et des Fremeneurs*, édition critique par JACQUES RIBARD, Genève (Droz) 1970, LXXXIII–130 p. (*Textes littéraires français 170*).

Ce petit volume précède et annonce l'édition complète des œuvres de Jean de Condé, à laquelle travaille J. Ribard, auteur d'un livre important sur ce poète. L'entreprise mérite qu'on s'y

intéresse: Jean de Condé est un auteur dont la connaissance importera grandement à notre connaissance du XIV^e siècle, sur le versant plutôt archaïsant, si j'ose dire, de celui-ci. L'œuvre relativement considérable de Jean, plus de 20.000 vers, n'est pour le moment accessible dans son ensemble que dans la vieille édition Scheler, de 1866–67.

Nous possédons cinq manuscrits de cette œuvre; mais les deux poèmes ici publiés ne nous sont parvenus que dans deux d'entre eux: A, du début du XIV^e siècle; B, du milieu du même siècle et apparenté à A. L'éditeur prend A pour base; le texte en est meilleur dans son ensemble, et la langue n'en est pas, comme celle de B, francisée; B fournit çà et là la possibilité de légères retouches.

Le *Dit des Jacobins* se range dans la longue série des versifications satiriques qui s'en prennent aux vices réels ou supposés des ordres mendiants. Assez bref (348 vers), il a été retenu par Ribard pour la raison principale que l'auteur y parle de lui, ce qui constitue une sorte d'ouverture au poème beaucoup plus important, et par certains aspects remarquable, qu'est la *Messe*. Pièce allégorique, de 1580 vers, fort bien construite selon le type vulgarisé par le Roman de la Rose (vision et rencontre printanière), elle se réalise sur le ton parodique et fantaisiste que l'on retrouve dans certains passages de *Renart* ou d'autres textes, lorsque l'argument narratif (la *lettre* de la métaphore allégorique) est quelque office ou action liturgique. Fermé sur lui-même, grâce à une structure circulaire habilement montée, le texte de la *Messe* constitue, dit justement Ribard, une sorte de brève somme poétique.

Introduction sur le poète et son œuvre; – étude de la langue de l'auteur et de celle du scribe; – bibliographie, il est vrai sommaire; – 40 pages de notes explicatives; – glossaire et index des noms.

Paul Zumthor



ALBERT MEILLER, *La patience de Job*, mystère anonyme du XV^e siècle, Paris (Klincksieck) 1971, 439 p. (*Bibliothèque française et romane B/11*).

Il s'agit d'un mystère transmis par un manuscrit unique (B.N. fr. 1774) daté de 1478: le texte lui-même a dû être composé après 1448. Il diffère de toute manière de l'*Histoire de Job* insérée dans le *Mistère du Viel Testament*: par l'ampleur du texte (7000 vers contre 1300) et par la complexité dramatique (56 personnages contre 14).

Ce drame dut avoir une certaine fortune: Meiller en signale douze impressions, entre 1519 et 1625: le classement de ces éditions et la considération de leurs variantes occupent une centaine de pages de son ouvrage. Une liste des représentations attestées entre 1514 et 1651 (au nombre de 13) ne laisse pas d'étonner par la répartition géographique: elles se situent en effet en Provence, Savoie, Lorraine, à l'exception d'une seule à Rouen. L'origine du texte, par ailleurs, est localisée par Meiller dans une région du centre-ouest ou du sud-ouest du domaine d'oïl, entre la Touraine et la Saintonge. Il est vrai que la plus ancienne représentation attestée est d'environ 40 ou 60 ans postérieure à la composition du mystère, ce qui laisserait place à une migration. Mais l'histoire de Job est assez populaire pour que la mention d'un jeu dramatique de cette dénomination ne renvoie pas nécessairement à un texte déterminé. Cette remarque pose implicitement la question de l'autonomie des textes dramatiques médiévaux: y eut-il des livrets passe-partout, sur lesquels brodaient les auteurs? et si une réponse affirmative devait être donnée, quelle pouvait être leur rayon de diffusion?

Il reste que l'existence des impressions et réimpressions plaide en faveur d'une très large utilisation du texte ici publié.

Fondé, comme il est naturel, sur le récit biblique, le texte en use avec originalité. On sait que le livre de Job, dans la Bible, fait alterner des récits et des dialogues poétiques. Le travail de transformation de l'auteur anonyme a porté principalement, en vertu d'une technique sur laquelle nous sommes imparfaitement renseignés, mais qui fut de pratique fréquente (comme en témoignent aussi bien les *Miracles de la Vierge* dramatiques, que des mystères comme celui de la *Destruction de Troie*), et qui visait à opérer la transformation du discours narratif en discours personnel dialogué, avec tout ce que cette opération implique de mutations et d'amputations, quant aux éléments descriptifs surtout. Dans l'ensemble, et compte tenu de ces exigences particulières, le *Mystère de Job* recourt très librement à des réductions, des amplifications, additions et suppressions. Cela dans une forme très sûre, moins luxuriante que celle de certains autres mystères, mais avec la même recherche d'une adéquation de la forme du vers à son contenu. Ici, tout est (à l'exception de quelques vers apparemment corrompus) en octosyllabes; mais c'est le jeu des rimes qui apparaît fonctionnalisé en vertu de nécessités scéniques (p. 56–59).

Du point de vue thématique, on notera l'introduction de motifs moraux relatifs aux malheurs du temps, des éléments de satire des mœurs; et, dans l'ensemble, un développement continu du motif de la résignation. Un fou, chargé (à en juger aux rubriques) d'une fonction clownesque, traverse tout le jeu, quoiqu'il ne prononce que quatre vers. Curieux contrepoint, qui semble faire référence allusive aux soties.

Etude attentive de la langue (phonétique et graphies, morphologie, syntaxe), ainsi que de la mise en scène.

Paul Zumthor



CHARLES DE BOURDIGNÉ, *La légende joyeuse de Maître Pierre Faifeu*, éd. par F. VALETTE, Genève (Droz) 1972, XXVI–150 p. (*Textes littéraires français* 184).

Voilà un texte plein d'intérêt pour le philologue (plus encore que pour l'historien de la littérature), non point tant parce qu'il reproduit «essentiellement» la langue parlée, comme l'affirme l'éditeur (p. XVIII), mais parce qu'à l'intérieur de formes poétiques largement inspirées des techniques des Rhétoriciens se glissent fréquemment les tours de la langue familière. De ce seul point de vue, l'œuvre méritait une étude détaillée. Il est à craindre cependant que ni l'historien de la langue ni l'historien de la littérature ne trouvent leur compte à cette réédition trop peu soignée.

Après une brève biographie de l'auteur, l'introduction envisage la composition de l'œuvre: la légende se serait constituée (on ne nous dit guère comment) autour d'un personnage bien réel, et c'est «au cours des réunions des amis [du musicien] Clément Jannequin [à Angers, vers 1530] que, petit à petit, l'œuvre a pris forme» (p. XIII); est-ce une raison suffisante pour la qualifier «avant tout», de «pièce de circonstance»? (p. XIV et p. XXIII). Quant aux éditions, M. Valette n'en connaît qu'une à la date de 1532, alors qu'à en croire Brunet il en existerait une autre, s.l.n.d., in-4° de 52 ff. chiffrés (55 ff. en 1532): la question valait d'être résolue. Et on peut penser qu'il existe bien plus de trois exemplaires conservés de l'édition de 1723 (p. XVII)! Les remarques de langue, convenables pour les graphies et la prononciation, deviennent sommaires à propos des locutions proverbiales et populaires

et des mots régionaux¹ et sont muettes ou quasiment sur ce qui faisait pourtant, aux yeux de l'éditeur, le mérite essentiel du texte, son caractère «parlé». Pour la versification, l'empreinte des Rhétoriqueurs est visible; alliée aux traits populaires, cette prétention savante confère à l'œuvre son caractère hybride, d'ailleurs littérairement assez maladroit. Sur ce point, les notes de l'éditeur sont trop succinctes: presque rien sur les rimes équivoquées, peu de chose sur le phénomène diérèse-synérèse, rien sur les césures épiques ou lyriques, rien sur certains phénomènes particuliers (*e* posttonique non élidé, p. 41, v. 4; césure médiane dans le décasyllabe).

Le texte lui-même, muni de quelques notes explicatives, est édité avec une certaine incurie; les coquilles sont abondantes: p. 21, v. 35 «pour à vous d'allier» [m'allier]; p. 25, v. 105 «deumeure»; [demeure] p. 32, v. 17 «houte» [honte]; p. 47, v. 35 «consta» [cousta]; p. 48, v. 10 «ce» [se]; p. 52, titre «Vondre» [Vendre]; p. 57, v. 49 «gengea» [vengea]; p. 58, v. 16 «lysez» [lyrez]; p. 59, v. 70 «entire» [entiere]; p. 65, v. 76 «estriocement» [estroitement]; p. 68, v. 66 «piité» [pitié]; p. 74, v. 101 «tendi» [tendit]; p. 76, v. 40 «eveque» [avecqu']; p. 95, v. 6 «le debte» [la]; p. 95, v. 10 «bief» [brief]; p. 109, titre «il trouva» [il se trouva]; p. 112, v. 106 «se sont trouver» [trouvez]; p. 121, v. 5 «verlet» [varlet]; p. 128, v. 33 «teste» [testes]; et constamment «elle» pour [el] ou [el']². Des bourdons introduisent des vers faux:

p. 10, v. 73	Et de ne voir point ceste mortelle playe	[Et ne voir point]
p. 84, v. 37	Ainsi monstra à tous qu'on doit croire	[qu'on ne doit croire]
p. 98, v. 40	Le tour qu'il est icy recité	[Le tour qu'il fist est icy]
p. 113, v. 118	En leur que tout il leur pardonne	[En leur disant que]
p. 122, v. 34	Faifeu le veult, par tel moyen que	[par tel moyen que si]
p. 128, v. 40	Contrainct estoit s'en aller de honte	[s'en en aller – sic! –]

Le texte demandait enfin à être amendé en plus d'un endroit: p. 7 «Pierabras» [Fierabras]; p. 27, v. 172 «perscript» [prescript]; p. 33, v. 12, «Tout en hait» [haît ou hayt, dissyllabe]; en revanche, il était inutile de restituer, p. 22, v. 18 «grant[s] pourchatz».

Le volume se clôt sur un utile glossaire, où manquent pourtant de nombreux mots: *colique* (p. 22, v. 5); *effoier* (p. 31, titre); *lorreaux* et *lureaux* (p. 49, v. 17–18); *riottes* (p. 70, v. 35); *raillon* (p. 73, v. 78); *tabourder* (p. 75, v. 18); *gibatz* (p. 83, v. 11); *dean* (p. 87, v. 22); *dors* (p. 98, v. 46); *explecte* (p. 108, v. 22); *badde* (p. 109, v. 11); *veze* (p. 118, titre); *bielle* (p. 119, v. 8); *fayé* (p. 122, v. 29); *seupier* (p. 124, v. 29).

L'édition scientifique d'un texte réclame un peu plus d'acribie pour «toutes honnestes corrections et reveues»: insistons-y encore, «non pour detracter et par envye mal dire especiallement de ce present petit œuvre (toutesfois mal et rudement compillé et ordonné)», mais pour que «tous nobles lecteurs ayans voulloir et affection de veoir choses nouvelles, plaisantes et facessieuses», y trouvent, comme le suggère la dédicace de Bourdigné (p. 19), passetemps, récréation et profit. Il est dommage que M. Valette ait traité son texte avec trop de désinvolture: ce n'est point une édition de référence que celle-là. Belle occasion manquée, car quand rééditera-t-on *Maistre Pierre Faifeu*?

Yves Giraud

¹ Certains provincialismes relevés par l'éditeur laissent perplexe: *chercher* (mais on trouve «charche» p. 24), *chommer*, *foyre*, *mesgnye*, *merencolique*, *rescous*, *tect*. L'inventaire est très partiel et pourrait s'allonger de formes comme *merray* (p. 25), *mengeust* (p. 114), *viensist* (p. 96), etc.

² Sans insister sur les coquilles des notes ou de l'introduction, certaines cocasses (p. VIII «Philarète M. Chasle», là où le volume cité indiquait «M. Philarète Chasles»), d'autres malencontreuses (p. XIX «diphonge»; XXII «hydride»), etc.

MONIKA PAUER, *Der Monolog bei Molière*, Wien (Notring) 1972, 162 p. (*Dissertationen der Universität Wien* 85).

Abordant un sujet presque délaissé par les études moliéristes, l'auteur se propose d'envisager une forme dramaturgique privilégiée à travers ses différents aspects; nature, fonction, relation à l'œuvre et aux personnages. Seule la thèse de Garret Warner (Caen 1966, dactylographiée!) avait jusqu'ici mené une enquête analogue. Le travail de Monika Pauer paraîtra bien informé, solide et scrupuleux.

Le premier chapitre est un inventaire, assorti d'un commentaire; l'auteur distingue ici les divers types de monologues (prologue, exposition, entrée, sortie, transition, conclusion; monologue inaperçu, épié; aparté – curieusement nommé «à part» –; etc.): certaines de ces distinctions paraissent même trop vétilleuses: il conviendrait en particulier de distinguer le *soliloque* du *monologue*, car il est excessif d'annexer à cette dernière forme les tirades (p. 56–57). Les fonctions (chapitre intitulé «Pragmatik», p. 58ss.) sont bien répertoriées et réparties entre exposition, information et action. D'utiles tableaux récapitulatifs complètent le volume: on regrettera cependant un classement des pièces assez arbitraire (tableau VIa), qui ne fait pas apparaître aussi clairement qu'il eût été souhaitable la nette prédominance du monologue dans les pièces (ou les parties de pièces) à caractère farcesque. Cela n'affecte que peu l'intérêt d'un travail essentiellement descriptif, dont les conclusions éclairent un aspect important, quoique partiel, de la technique de composition scénique de Molière.

Yves Giraud



JOAN SOLÀ, *Estudis de sintaxi catalana*, 2 vol., Barcelona (Edicions 62) 1972–73, 176 + 181 p. (*Llibres a l'abast* 104 i 105).

Un dels camps menys explorats de la lingüística catalana és sens dubte el de la sintaxi. Per això hem de saludar l'aparició dels presents *Estudis*, els quals consisteixen en vuit monografies sobre punts ben importants de l'estructura sintàctica del català. Joan Solà, en aquesta seva primera obra, se'ns presenta com a un observador atent de la llengua i com a un estudiós de criteri independent i alhora assenyat. Quan alguna vegada les seves opinions o les seves preferències s'allunyen de la solució normativa, exposa el seu parer lleialment, sense però tractar mai d'imposar-lo ni de traspalsar res. L'exposició dels problemes és sempre feta amb molt de rigor i d'esperit de sistema. Són qualitats ben apreciables, sobretot en un jove estudiós. Potser només, si l'autor havia estalviat una mica els signes convencionals, la lectura de l'obra hauria estat més fàcil. Vet ací esquemàticament el contingut dels dos volums:

- I. *Canvi i caiguda de les preposicions*. Estudi de la nominalització en català, no d'una manera completa, sinó només eixamplant i enfondint el punt tradicionalment anomenat «canvi i caiguda de les preposicions»: fent veure els problemes (ambigüitats, asimetries, construccions dures) que aquest fet origina i estenen el fenomen a totes les preposicions (no solament a *a*, *de*, *en*) i a tot tipus d'oracions (no solament a les d'infinitiu i a les subordinades substantives «*que...*»). Comparança amb el sistema castellà i amb el francès.
- II. *Substantivació de l'infinitiu*. Descripció d'aquest problema partint del llatí i mirant les altres llengües romàniques. Recull de notícies sobre la situació del català antic (tenint

en compte que fou una base molt important per a la normativa actual) i sobre la normativa actual. Segons Solà, la realitat de la llengua hodierna no s'avé massa a l'ideal de la normativa, tot insinuant que hi hauria dificultats de tipus estructural.

- III. *L'abstracció i la intensitat*. Intent de presentar, des d'un angle més de *langue* (de principis d'estructura) que no pas de *parole* (d'exemples inconnexos), l'amoïnosa qüestió de «l'article neutre *lo*», fent-ne la història des de Ballot fins a Garriga (1969). Hom compara les estructures sintagmàtiques del castellà i el català. El fet de no admetre un signe diferent per al «neutre» obliga la llengua catalana a estar ben atenta per trobar els girs genuïns; però la pressió del castellà fa que els resultats siguin una mica magres.
- IV. *El relatiu a l'actual català literari*. Comparança sistemàtica entre els sistemes català i castellà per arribar a trobar les raons que van moure Pompeu Fabra a posar certs límits al nostre sistema. A través del treball (sobretot a les pàgs. 107, 118–119, 134ss.) l'autor tracta de fer veure la gran estratègia sintàctica que representa el relatiu.
- V. *Reflexions sobre els pronoms febles*. Presentació parcial. Solà desitja cridar l'atenció sobre alguns aspectes no tocats en català: per ex., condicions de possibilitat de la presència del pronom feble (si l'autor havia pogut aprofitar el llibre de Jacqueline Pinchon, *Les pronoms adverbiaux «en» et «y»*, Genève, 1972, hauria eixamplat més l'horitzó); o poc tocats: pronoms forts en lloc de pronoms febles. Revisió d'algun dels punts conflictius de la gramàtica actual: el pronom *en*, el fenomen *elsi*, els pleonasmes, l'ordre de mots. És un dels camps on hom veu la urgència d'una sèrie d'estudis monogràfics.
- VI. *Concordança del participi passat*. Exposició d'aquest fenomen diacrònicament, tot fent referència a les altres llengües romàniques. Hom traça la història de la fixació gramatical actual i anota els punts de teoria que caldria afinar. A remarcar que l'autor es mostra poc partidari de tota l'amplitud de la norma actual.
- VII. *La negació*. Descripció dels problemes que hi ha al català modern pel que fa a l'estructura de les oracions negatives i de les que l'autor anomena «Hipotètiques» («Més que una proposició pròpiament dita, es tracta d'un ambient negatiu o bé incert creat per un tret semàntico-estructural que no sempre té representació fonètica.» II, pàg. 98). Crec que l'aportació més important és aquesta de l'«hipotètic». Vists els problemes actuals, l'autor mira d'esbrinar si la llengua antiga els justifica o els aclareix. La llengua antiga justificaria, però només «grosso modo», que l'oració negativa porti sempre el *no* al davant el verb, encara que abans hi hagi un mot dels anomenats «X»: i tant si l'estructura està recoberta d'«H» (únic cas en què hi hauria ambigüitat), com si és, simplement, Neg.
- VIII. *La frase comparativa*. Presentació de les estructures comparatives catalanes, deduïdes de les obres gramaticals i dels diccionaris (i, la part antiga, de recerques pròpies). L'intent de Solà és que serveixi de base per fer-ne un estudi complet. Però, breu i tot com és, resulta un dels estudis que han quedat més arrodonits en el volum.

Germà Colon